

Riessenschüre gekrönt bleibt. Hierauf wird immer von vier Fäden je der erste durch Schließung an einen runden Stab befestigt, der zweite Faden auf einen zweiten Stab u. s. w., bis sämtliche Fäden auf vier Stäbe verteilt sind. Endlich werden die Gewichte in der Ordnung angehängt, dass nur Fäden von einem Stabe an eine und dieselbe Kugel gebunden werden. Nachdem dies geschehen, entfernt man die beiden Riessenschüre und beginnt die eigentliche Arbeit des Webens, wobei man es in der Hand hat, nach Belieben je 3, 2 oder 1 Fäden zu ziehen, die übrigen liegen zu lassen und durch einen Wechsel die verschiedenen Muster darzustellen. Wahrscheinlich war solche vollkommenere Art des Webens mindestens schon im Bronzezeitalter weit verbreitet.

Noch genügt alle künstlichen Hüllen des Körpers nicht zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung. Der Mensch bedurfte wie das Tier des schützenden Oufaches. Am einfachsten bildete ein Waldeslicht oder eine Hütte (Abbildung 12) die fertige Wohnstätte; oder es entstand in Nachahmung des ersten die runde Hütte, indem man einen Ast zusammensteckt. Wo man sich längere Zeit aufhielt, errichtete man ein förmliches Gerüst aus Zweigen, welches eine Bedeckung von Baumrinde, Stroh u. s. w. erhielt; auch Rasen und Moss fand zur Vervollendung der Hütte Verwendung. Freilich blieb dieselbe, welche leicht die Form eines Himmelskubes (Abbildung 7) annehmen konnte, niedrig, und man vermochte nur kriechend in dieselbe einzudringen, beziehentlich in kanarischer Stellung darin zu verweilen. Der Raum erhielt aber dann dadurch eine Vergrößerung, dass die Erde einige Fess ausgegraben wurde, und schliesslich ward das Ganze auf Pfosten oder eine Wand gesetzt. So entstand das runde Haus mit Strohdach und Pfostenwänden, deren Zwischenräume man mit Lehm u. s. w. ausfüllte. Diese Form (Abbildung 1) besitzen die thönernen Behälter, in welchen die ältesten Bewohner der nordlichen Thäler, wie sie über festem Boden standen und nachweislich noch während der Bronzeperiode aufgegeben wurden. Dagegen herrscht über das Alter der einzelnen Pfahlbauten in der Schweiz (manche scheinen aus der Zeit der Römerherrschaft herzuführen), sowie über ihren Zweck noch eine grosse Verschiedenheit der Meinungen, ob sie nämlich nur als Refugien in Gefahren oder als dauernd bewohnte Stätten gedient haben u. s. w.

Als förmliche Bauwerke können auch die grossartigen Grabdenkmäler bezeichnet werden, die sich über den Norden Europas zerstreut finden. Sie bestehen aus gewaltigen Stein- und Erdmassen und lassen auf die gemeinsame Arbeit eines Geschlechtes oder Stammes schliessen. Bildete ein solches Monumentalgrab die Bebestätte nur einer Leiche, so gebaute dieselbe einem hervorragenden Genossen an; es giebt aber auch grössere Gräberwölbe für Massengräber. Ein „Dolmen“ heisst die Grabstätte, wovon deren Wände und Decke aus riesigen Steinblöcken bestehen (Abbildung 13); er kann entweder unter oder auf einem künstlichen Hügel sich befinden; natürlich waren im letzteren Falle die von den Blöcken gebildeten Zwischenräume mit kleineren Steinen, Sand u. s. w. gefüllt. Anderer Art sind die sogenannten Kistengräber, weniger geräumige Kammern, die aus flachen Steinplatten rechtwinklig zusammengefügt und räumelt von einem Hügel aus Erde oder Steinen umschlossen sind (Abbildung 10). Im allgemeinen pflegen alle diese Gräber, so weit eine grössere Erdbewegung für sie stattgefunden, Hügelgräber oder Hünenbetten zu heissen. Vielfach ist die Spitze des Hügels mit grossen Blöcken gekrönt, derselbe mit Kreisen von röhren Steinplatten oder Steinfeiern verziert (Abbildung 9). Hinsichtlich der Zeit der Gräber soll sich wenigstens für den äussersten Norden ergeben, dass die Dolmen mehr der Steinzeit, die Kistengräber mehr der Bronzezeit angehören. In das Ende der letzteren wird der Beginn der Sitte verlegt, die Leichen zu verbrennen und ihre Asche in Thongefässen, welche man in Kistengräbern beisetzte, zu sammeln. Ein kürzeres Verfahren bestand darin, dass man die Aschenurne in einem Erdloch mit einer Steinplatte bedeckte (Abbildung 12), oder sie einfach vergrub, wo Abbildung 11 zeigt, die eine Übersicht über die verschiedenartigen Formen der thönernen Urnen — einige haben Löcher in den Wänden

(Weg für die Seele des Toten?) — bietet. Der Gebrauch des Leichenbrandes, der bei den Germanen, wie feststeht, zu Anfang der christlichen Zeitrechnung herrschte, war im Süden und Westen des germanischen Gebietes vor dem 5. Jahrhundert wieder erloschen und durch das Beisetzen in hügelartigen oder vertieften Gräbern ersetzt.

Bogen 15. Die nordischen Völker seit der Völkerwanderung bis zum 10. Jahrhundert.

Seit den Kriegen Cäsars in Gallien (58—50 v. Chr.), der von hier aus zweimal den Rhein überschritt, begannen sich die Germanen unmittelbar und darauf mit den Römern zu berühren. Die Überlieferung der letzteren ermöglicht uns eine ziemlich genaue Übersicht über die äusseren Lebensverhältnisse unserer Vorfahren, und dazu tragen neben den Zeugnissen der Schriftsteller auch die plastischen Darstellungen bei, welche von ihnen zu entwerfen die Römer vielfach Gelegenheit fanden. Hierunter nehmen s. B. die Reliefs der Siegescolonne, welche dem Kaiser Marcus Aurelius (regierte 161—180 n. Chr.) zu Rom errichtet wurde und seine Kriegsthaten gegen die Marcomannen zur Anschauung bringt, einen hervorragenden Rang ein. Zusammenstellt auch Motive derselben die Abbildung (No. 17) einer germanischen Ratsversammlung, welche man sich durch die Erklärung der Frage, ob eine Unterwerfung stattfinden soll, beschäftigt zu denken hat. Zu der Zeit, auf welche das Bild sich bezieht, scheint an der altnationalen Tracht der Germanen sich nur wenig geändert zu haben: ein starker Mantel, der auf der Schulter mit einer oft sehr verzierten Nadelspange (fibula) gehalten wurde und ursprünglich als der weantliche, teilweise einzige Bestandteil der Kleidung gedient haben soll, so dass ein enganliegendes Wams, welches nicht über die Knie reichte, ferner teils lange, teils kurze Beinkleider (Kniehose auf Abbildung 1) und Schuhe d. h. einfache, um die Füsse geschlagene und über dem Hies geschürfte Lederstücke machten die vollständige Bekleidung des Mannes aus. Welche Teile man aber davon trug, hing von der jeweiligen Situation der Jahreszeit u. s. w. ab, wie dem für den Kampf der Germanen Mantel und Wams abgelegt, und gleicherweise richtete sich nach den Umständen die Wahl des Bekleidungsstoffes. Für den Mantel ward zwar wohl immer ein grober Wollestoff, neben dem Pelzwerk, aus dem das Wams bestand, und neben dem Leder für die Beinkleider aber auch häufig Leinwand verwendet. So ist offenbar aus solcher das Beinkleid gefertigt, welches über den Hüften, durch einen Gürtelriemen zusammengeschnürt, sich in Falten förmlich anheftet (Abbildung 1 u. 2). Der Tracht der Männer waren und zwar je früher, desto mehr die Gewänder der Weiber ähnlich. Beiden Geschlechtern blieb der Mantel gemeinsam; das Frauenkleid, hundertfältig, ärmellos und an der Brust ausgeschnitten, mag wohl in der Eng des dem männlichen Wams entsprechen haben, erstreckt sich aber in der Länge viel weiter nach unten, wohl meistens bis auf die Füsse. In wie weit diese Gewandung freilich der Form auf Abbildung 5 nahe kam, die ein römisches Bildwerk der Kaiserzeit wiedergibt, lässt sich bei der nicht unbedingten Zuverlässigkeit der antiken Darstellungen schwer sagen. Frauen wie Männer schmückten sich mit Zieraten, die grösstenteils aus Erz verfertigt und importiert waren: auf Abbildung 16 bedeutet No. 1 einen Halbring, No. 2 einen Arming, No. 3 einen Ohring mit eingehängter Perle, No. 4 eine Schmucknadel, No. 5 eine Mantelspange. Alle diese Schmucksachen galten als Kostbarkeiten. Denn das Metall war in der oben bezeichneten Zeit noch selten und auch für Waffen nur beschränkt im Gebrauch, da es nicht jeder erschwingen konnte.

Als Schutzwaffe bediente man sich noch lange allein des Schildes, der ursprünglich nur aus Holz oder Rindengewebe bestand. Der Helm fehlte den Germanen anfangs fast gänzlich, während in gallischen Gräbern mehrfach Bronzehelme von eigentümlicher Form (Abbildung 13) gefunden worden sind. Erst die Benutzung zahlreicher Beutestücke, die in den lange dauernden Kriegen mit den Römern gemacht wurden, mag den Gebrauch der Helme allmählich vorbereitet haben. In einem Panzer sich zu hüllen, dachten die alten Germanen nach weniger; dagegen deckte bei den sarmatischen Reitervölkern das Pontusgebietes, von welchen der Stamm der Jazygen die Gegenden zwischen Theise und mittlerer Donau erobert hatte und in den germanisch-römischen Kämpfen eine nicht unwichtige Rolle spielte, ein Schuppenkleid den ganzen Mann samt dem Ross (Abbildung 3). Von jenen röstlichen Nationen entlehnten unsere Vorfahren ihre barbarischen Feilschienen in Gestalt eines Ungetros, das mit Ausnahme des wohl hölzernen Kopfes aus einem gleichsam in Glieder abgetheilten Schilde von bunten Zügen bestand, welcher auf einer Stange befestigt und vom Wind aufgeblasen sich in drohenden Wundungen einer Schlange bewegt zu haben scheint. Von Angriffswaffen benutzen sie zunächst die allereinfachsten, nämlich für die Fernwirkung und zur Einleitung des Kampfes die Schlein-